

Das Osterei

Autor(en): **Strehlen, Oswald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 15

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein schreckliches Ende ward dieser kurzen letzten Mädchenfreundschaft bereitet.

An einem Wochentag abends in der Dämmerung heimgekehrt, überlegte ich, ob ich noch vor die Stadt solle, nach Else sehen, die zwei Tage nicht in die Nähstube gekommen war. Ich hielt die Hand zum Fenster hinaus, um nach Regen zu fühlen. Wolken hingen schwarz und schwer fast bis auf den Rand der Dächer. Da höre ich pochen — ich öffne die Tür, und entgegen wankt mir eine Gestalt unergründlichen Jammers, ein Bild des Todes: Else!

„Mit mir ist's fertig!“ stöhnt sie, und ich kann sie nur eben mit meinen Armen auffangen und auf mein Bett tragen.

„Nicht sterben, nicht sterben!“ fleht sie mich an in jagender Angst. Hoffnungsloser Fall! ich habe es deutlich gehört — ach, und warum, warum sterben? der Liebe wegen? sie war häßlich, abscheulich, alles darin Betrug!“

Ihre Lippen sind blau, ihr Gesicht grüngelb. Ich öffne ihre Kleider, reibe ihre erstarrenden Hände, erfahre nach und nach den Zusammenhang.

Sie hatte sich an eine jener Frauen gewandt, die ihr versprochen, sie vor der Schande des vaterlosen Kindes zu bewahren. Bei der Operation war wohl eine Unsauberkeit vorgekommen, denn Else fühlte sich bald darauf sterbenselend, lief nochmals zu der Frau, fand sie nicht zu Hause, wartete lange vergeblich, und brach, von Unruhe wieder hinausgetrieben, auf der Straße ohnmächtig zusammen. Man brachte sie zu einem Chirurgen, der in der Nähe wohnte. Er untersuchte sie, gab ihr ein belebendes Mittel und befahl ihr, schnellstens in die nahe Frauenklinik zu gehen. Während die Krankenschwester Else beim Ankleiden half, hatte er im Nebenzimmer laut schimpfend und fluchend ihr Todesurteil verkündigt. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Osterei. Skizze von Oswald Strehlen.

Seit seinen frühesten Kindheitstagen war die Sehnsucht des nunmehrigen Bankbeamten Stephan Hörbiger ein verzuckertes Osterei gewesen, das an einer Seite ein Guckloch besaß, durch das man die Gestalten der Passion betrachten konnte. Aber immer war es der guten Mutter just zu den Feiertagen so hart zusammengegangen, daß an eine Extrausgabe gar nicht gedacht werden konnte.

Mit einem roten, hartgefotenen Hühneri in der Hand hat der Stephan so meist seinen heimlichen Wunsch begraben müssen. Aber trotzdem stand er jedes Jahr wieder auf, so bald die ersten Palmzweige in den Blumenhandlungen und die Zuder- und Schokoladehäuschen in den Auslagen standen.

Nur selten lugte noch hie und da solch ein vielbegehrtes Ei hervor. Ach ja, der Kreiner-Emil hatte ihn einmal nur durchschauen lassen, knapp bevor er es verpeißt hatte, aber selbst war er noch nie dazu gekommen, obwohl er nun bereits Realschüler geworden war.

Immer war das Geld für etwas anderes wichtiger. Dann ist er in die Bank eingetreten und es mußte sich gerade so treffen, daß der erste Gehalt in den Ostermonat fiel. Ganz heimlich hatte er bei sich da den festen Entschluß gefaßt: Jetzt, jetzt, wenn du auch kein Kind mehr bist, aber diesmal wird es bestimmt sein!

„Warte nur, morgen hole ich dich!“ sagte er an einem Karfreitag durch die Glascheibe, hinter der das vielbegehrte Ei mit dem Guckloch gleichsam für ihn reserviert lag, und kam ganz vergnügt nach Hause.

Aber da eilte ihm schon die Nachricht sehr erregt entgegen: „Ihre Mutter, erschrecken Sie nicht, aber man mußte sie ins Spital bringen, sie ist plötzlich schwer erkrankt!“

Stephan hielt sich tapfer. Er ließ die Mutter ein Sanatorium aufsuchen und machte Schulden auf den nächsten Gehalt. Langsam ging das tödliche Leiden in Genesung über, aber das ersehnte Osterei war wieder zu einem Opfer geworden.

So wurde er älter. Allmählich schwand sein Sehnen, nur wenn die Osterglocken klangen, schienen sie ihm noch zuweilen zuzurufen: weißt du es noch?

Längst lag die Mutter unter der kühlen Erde; sein Haar war ergraut, trotzdem er kaum 40 war. Und in einer weichen Regung erzählte er einmal einem Fräulein seiner Abteilung von dieser törichtesten Knabensehnsucht, die niemals erfüllt worden war.

Er brauchte sich nicht zu fürchten, verlacht zu werden, denn Fräulein Weber hatte daheim viel durchzumachen, sie war keine von den Modernen, keine Glückliche. Sie hörte ihn ruhig an und lächelte dabei ihr verstehendes, verzeihendes und ein wenig resigniertes Lächeln.

„Ich habe mir auch immer eine Puppe gewünscht, mit Schlafaugen und Stimme!“ erwiderte sie dann verträumt, „und es ist nie dazu gekommen!“

„Vielleicht ist die Sehnsucht schöner als die Wirklichkeit!“ wollte Hörbiger philosophieren, aber schon in der nächsten Minute sprachen sie wieder über die Kurse und letzten Börsenberichte und waren ganz Dienst.

Die Jahre kamen und gingen und eines Karfreitags lag auf dem Tische des Abteilungsleiters Hörbiger ein großes verzuckertes Osterei mit Guckloch. Ach, das war doch sonderbar! Der etwas verblüffte Beschenkte wußte im ersten Augenblicke gar nicht, woher diese Ueberraschung gekommen war, aber nachdem er rasch den solang herbeigesehnten Durchblick genossen hatte, legte er das Ei schnell und ein wenig beschämt in eine Lade seines Schreibtisches. Es gab heute wenig zu tun, darum konnte sich Hörbigers Hirn mit dem Gedanken ablagern, wer wohl der Spender gewesen sein möchte, nachdem ihm Fräulein Weber, die allein er gleich im Verdacht gehabt hatte, als abwesend gemeldet worden war. Sonderbar, er hatte doch sonst zu niemand davon gesprochen!

Trotzdem aber freute ihn die Aufmerksamkeit; ordentlich jung kam er sich mit einem Male vor und ein Wunsch stieg in ihm auf — jemand anderen auch eine Freude zu machen!

In Gedanken überflog er noch einmal die Reihen seiner Kollegen und dann bleibt er doch wieder bei der stillen Weber, die so fleißig arbeitet und bisher so wenig Sonne in ihrem Leben hatte. Er wußte es selbst nicht, wie er den Mut aufbrachte, nach der „Auferstehung“ zu Fräulein Weber zu gehen. Hoch oben im vierten Stock wohnte sie mit der Mutter und noch vier kleineren Geschwistern, von denen eines fast immer bettlägerig war. Sie selbst öffnete ihm und da merkte er es gleich, daß nur sie die Spenderin war.

„Mein kleiner Bruder war heute morgens so krank!“ sagte sie.

„Aber Sie haben dem Diener gesagt, daß Sie heute nicht kommen ...“

„Ich war nämlich um den Arzt gegangen und habe dabei gleich einen Sprung hinauf gemacht!“ meinte sie ahnungslos.

Da hatte er nun die Bestätigung. Herzlich faßte er nach ihrer schmalen Hand: „Ich danke Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben, ich war kolossal überrascht!“

„Ach, aber nein, Herr Direktor!“ wollte sie zwar noch einwenden, aber die Röte, die in ihre Wangen stieg, war nicht nur hübsch, sondern auch verräterisch. Sie sprachen nicht mehr viel darüber. Aber seit jenem Tage war in zwei Herzen der Frühling gezogen und schon im Sommer



C. G. Pfannschmidt: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden.“

war die blasse Weber des Herrn Direktors Hörbigers angetrautes Weib.

Uebers Jahr aber war auch ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, wie im Vorjahr der seine. Denn da hatte sie eine Puppe mit Schlafaugen und Stimme, die zu alldem noch ein kleines Menschenherz in der Brust trug, das mit jedem Schlag erzählte, was ein großes Osterei für wunder-schöne Folgen haben kann

Die Osterbotschaft in unserer Zeit.

Vor dreißig Jahren galt die Osterbotschaft als ein unwissenschaftliches, garstiges, dummes Märchen. Eine sehr selbstbewußte Wissenschaft machte Gott höhnisch zu einem gasförmigen Wirbeltier und den Osterglauben zu einem Köhlerglauben. Es war unwissenschaftlich, an Auferstehung zu glauben. Der einzige Glaube, der erlaubt war, war der Glaube an den Fortschritt und an die Entwicklung. Von diesem Glauben aber war man trunken. Wie sich der Mensch von der Amöbe her über den Affenmenschen zum heutigen Vernunftmenschen entwickelt habe, und wie er sich später zum Uebermenschen des 30. Jahrhunderts entwickeln werde, das erfüllte die Menschen mit einem gläubigen, stolzen Hochgefühl. Zwar stand am Ende dieses Fortschrittes und dieser Entwicklung der Tod unserer Erde durch Vereisung oder Verbrennung. Aber daran dachte man nicht. Einstweilen lebte man, und in Jahr-millionsen würde die Menschheit vielleicht sogar doch so weit entwickelt sein, daß sie sich einen Einsturz des Mondes mit ihrem Wissen und ihrer Technik würde vom Leibe halten können.

Ah, was hatten diese Leute eigentlich für geringe Sorgen! Wie glatt und leicht mußte ihr Leben dahingleiten, daß sie so sicher wußten, was einmal gewesen war, was jetzt war und was einmal sein werde! Wie unbeschwert und hochgemut konnten die doch phantasieren und ihrem — Köhlerglauben nachhängen!

Wir müssen heute leider alles ganz anders ansehen. Heute geht eine Welt zugrunde. Heute versinkt eine ganze

Kultur in Barbarei und Nacht. Widersinn und Verkehrt-heit in allem, was die Menschen tun und treiben, schrecklicher politischer Terror, furchtbare Wirtschaftsnot haben uns den Glauben an einen Fortschritt ausgetrieben und uns die Tatsachen gewaltigen Rückschrittes aufgedrängt. Und überall stehen die Menschen hilflos herum, und weder Wissenschaft noch der gesunde Menschenverstand finden einen Ausweg. Heute erscheint uns der Glaube an den Fortschritt als ein garstiger, dummer Köhlerglaube. Wir stehen alle unter dem Eindruck, daß nur noch ein Wunder uns retten kann, und in unserer Not erscheint uns das Osterwunder nicht mehr dumm und garstig, sondern süß und berückend, hold und betörend. Wir sehen, daß wir uns nicht mehr aus der Weltenmacht der Gegenwart herausarbeiten können, sondern daß wir mit allem Strampeln und Mühen nur immer tiefer in Tod und Nacht geraten. Wir erkennen, daß nur eine Auferstehung, eine Neugeburt aller Dinge, ein göttliches Wunder den armen Völkern der Erde helfen könnte. Aber wir sind zugleich zu hoffnungslos, zu müde und zu matt, um solches noch glauben und erwarten zu können. Und so strampeln wir weiter und schlagen um uns wie ein Er-trinkender, obwohl wir wissen, daß wir auf solche Weise nur um so eher versinken und ertrinken. So setzen wir unsere Hoffnung doch immer wieder in die falschen Mes-siasse und erwarten von einem Hitler oder einem Stalin das Wunder einer Auferstehung. Wir wollen sachlich und nüchtern sein, und doch hängen wir uns mit dem richtigen Köhlerglauben an die nächstbeste Illusion und den nächst-besten Schreihals.

Könnte dem gegenüber nicht gerade die Osterbotschaft sachliche, nüchterne Wirklichkeit sein? Könnte es nicht gerade im heutigen Augenblick nicht bloß das Letzte, sondern eben doch auch das einzig Richtige sein, nach Gott auszu-schauen, vor Gott sich zu beugen und Gott um das Wunder der Auferstehung aus dem Völkergrab der Gegenwart zu bitten?

Der Apostel Paulus verlangt, daß der Mensch, der mit Christo auferstehen wolle, zuvor mit Christo sterben müsse. Was heißt das für uns? Es heißt, daß wir den Tod unserer Kultur nicht immer wieder nur den andern